

Jetzt ist es aber hohe Zeit, daß wir von diesem chronologischen Abstecher wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren.

Der Moschusbock ist ein Bockkäfer. Und zwar ein idealschöner Bockkäfer. Deshalb zählte er von Erichs neuntem oder zehntem Lebensjahre an zu dessen Käferidealen. „Unter dem Berg“, an dem Wege, der zum Vintschgauer Tor hinaus am westlichen Fuße des „Küchelbergs“ entlang führt, habe ich an den alten Kirchen oft neben andern Idealkäfern, wie schwarzen Goldkäfern, langhornigen Riesenböcken, blutfarbigen Purpurböcken usw. auch einige Moschusböcke gefangen. Sie sind schön metallisch grün und haben ihren Namen von ihrem starken Moschusdufte. Zu Hause hatte ich sie auch dem Vater gezeigt und ihn auf den Geruch aufmerksam gemacht. Wenn wir dann auf unserem Spaziergang am Abend an einer ganz impertinent nach Moschus, Patschuli oder etwas Ähnlichem duftenden Dame vorbeikamen, sagte Papa zu mir: „Erich, das war wieder so ein Moschusbock. Der hat aber wahrscheinlich etwas anderes unter diesem Geruche zu verbergen!“ Wofür Papa sofort wieder einen sanft warnenden Rippenwink von Mama erhielt, während ich über den Witz, den ich nicht tiefer verstand, herzlich lachte.

Solche Moralpredigten wie diese hätte ich mir auch weiterhin von meinem lieben Vater gerne gefallen lassen. Aber andere, die ernster waren und auch klarer gehalten waren, fielen mir schon als Schüler der ersten und zweiten Gymnasialklasse manchmal lästig. Weil ich eben in meinem jugendlichen Eigendünkel meinte, ich hätte sie gar nicht nötig. Ich sei schon selber als „Student“ so klug, alles zu wissen. Und das verstimmte mich, erst insgeheim, dann offen, gegen den guten Vater und gegen dessen wohlgemeinte Ratschläge, so daß ich sie fast nur noch dazu benutzte, um ihm zu widersprechen. Dieser heillose Widerspruchsgeist wuchs nach und nach so mächtig heran, daß er eine geistige Kluft schuf zwischen dem guten, bescheidenen Vater und seinem trotzigen, eingebildeten Sohn. Die Mutter sah dabei traurig zu, suchte die Gegensätze zu mildern, so gut sie konnte, richtete aber bei mir nicht viel aus. Denn ich meinte ja, jetzt auch schon gescheiter zu sein als unsere kluge Mutter. Das endete für mich traurig. Wie es nicht anders enden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau

Staatsaufbau und Religion nach den Gedanken des Freiherrn vom Stein

Unter den deutschen Staatsmännern, deren Urteil über die notwendigsten Quellen der sittlichen und politischen Erneuerung eines Staatswesens als maßgebend angesehen werden kann, darf sicher der Freiherr vom Stein in die vorderste Reihe gestellt werden. Seine Zeit hat wesentliche Ähnlichkeit mit der

unsern. Ein ruhmreiches Zeitalter deutscher Geschichte war mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation versunken. Das deutsche Volk, in der Glut napoleonischer Bedrückung geprüft und durch die Befreiungskriege mit Hoffnung erfüllt, lebte in banger Erwartung eines neuen Reiches freiheitlicher Ordnung. Doch eine „Heilige Allianz“ von Großmächten, in gewisser Hinsicht dem heutigen Völkerbund zu vergleichen, wurde nicht so sehr ein Hort der Frei-

heit und des Friedens als ein Machtmittel politischer Rückständigkeit und der Unterdrückung der Freiheit.

Freiherr vom Stein hat in den Jahren tiefster Schmach und Ohnmacht Preußens mit unerschrockenem Mut und unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit an der innern Erneuerung und politischen Auferstehung gearbeitet. Auch als Ratgeber des Zaren Alexander I. von Rußland, als Organisator im Befreiungskrieg und als Diplomat auf dem Wiener Kongreß hatte er oft Gelegenheit, seine staatsmännischen Ansichten geltend zu machen, und schließlich blieb er noch in seiner Zurückgezogenheit auf dem Gut Cappenberg als geistiger Mittelpunkt politisch einflußreicher Persönlichkeiten bis zu seinem Tode dem Gang der Ereignisse nahe.

Es steht nun fest und liegt in seinem ganzen staatsmännischen und kirchenpolitischen Wirken ausgeprägt, daß Freiherr vom Stein die Religion an erster Stelle als staatenbildende und staatserhaltende Kraft und als beste Hüterin der Kultur eines Volkes betrachtete. Diese seine Überzeugung konnte er am klarsten offenbaren, als ihn 1807 das Vertrauen Friedrich Wilhelms III. zum leitenden Minister des bei Jena zusammengebrochenen Preußens machte. Wie der König sah auch sein Ratgeber in der Belebung des religiösen Sinnes eine der notwendigsten Voraussetzungen für die Erneuerung der sittlichen Kraft und die erste Bedingung für die treue Liebe zum Vaterland. Indem er darum, unbeirrt durch die Feindschaft der damaligen Philosophie gegen das gläubige Christentum, den Verfall des Glaubens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als ein Unglück der Staaten offen beklagte, ging sein Bemühen dahin, die Religion von neuem zur „innersten Lebensquelle“ zu machen, aus der „Kraft zu allen Menschen- und Bürgerpflichten“ fließt¹. Aus dieser Überzeugung heraus hielt es der Minister sogar für eine Aufgabe der Regierung, über die „Heiligkeit

des Gottesdienstes“ und das Ansehen der Geistlichkeit zu wachen. Er wollte für würdigen Unterhalt und tüchtige wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichen Sorge getragen wissen. Darum war er mit der unter Hardenberg 1810 verfügten Einziehung geistlicher Güter ohne Rücksicht auf die Daseinsbedingungen der betroffenen Kirchen und Anstalten nicht einverstanden. Enttäuscht und erbittert schrieb er 1818: „Plündern konnten wir die Kirche, aber nichts für ihre Erhaltung und Veredlung tun.“ Bei den Reformen des Freiherrn ist zu beachten, daß er nicht den Grundsatz der meisten preußischen Staatsmänner teilte, die den Protestantismus mit Liebe, den Katholizismus nur mit Gerechtigkeit behandeln wollten. Er trat immer und überall für grundsätzliche Gleichstellung beider Bekenntnisse ein. Auch betrachtete er die Kirche nicht wie Friedrich der Große lediglich vom Standpunkt der staatlichen Nützlichkeit aus, sondern er suchte sie zur freien und vollkommenen Erfüllung ihrer eigenen Aufgaben zu befähigen.

In diesem Geiste wurde Stein zunächst für den Protestantismus in Preußen ein kirchlicher Reformator, indem er das lutherische Oberkonsistorium und die reformierten Kirchenkonsistorien durch eine Abteilung im Kultusministerium ersetzte und auch die Provinzialkonsistorien aufhob. Andererseits brachte er die evangelischen Gemeinden nach dem Grundsatz der Selbstverwaltung und unter Aufhebung des Patronats in eine straffere Organisation, so daß man sagen kann, er habe die Landeskirche vorbereitet und der Union in Preußen die Wege geebnet. Den Katholizismus hatte er schon in den Jahren nach 1802 näher kennen gelernt, als er unter Schulenburgs Leitung mit der Aufgabe betraut war, die geistlichen Fürstentümer Westfalens, die bei der Säkularisation Preußen zugesprochen wurden, besonders Paderborn und Münster, dem Staatsleben einzuordnen. Wenn er auch damals dem katholischen Ordenswesen noch ohne inneres Verständnis gegenüberstand, so hielt er doch den Raub der Klöster und die völlige Enteignung der katholischen Kirche, wie es in Frankreich geschehen war, für ein verhängnisvolles Unrecht. Er schlug für seinen Bereich sogar die vorhergehende Verständigung mit dem Papste vor und verlangte, man solle die

¹ Vgl. über alle diese Gesichtspunkte die Schrift „Der Freiherr vom Stein in seinem Verhältnis zu Religion und Kirche.“ Von W. Hafer. H. 71 der Abhandlungen zur Neueren Geschichte. 8^o (XVI u. 104) Berlin-Grunewald 1932, Rothschild. M 5.60.

freigewordenen Mittel für kirchliche und kulturelle Zwecke verwenden. Für das mittlere und höhere Schulwesen Westfalens hielt er eine gründliche und weitherzige Neuordnung für notwendig, doch wollte er der Kirche, die Ausnutzung der wissenschaftlichen Fortschritte vorausgesetzt, volle Freiheit lassen und dem Klerus auch den bisherigen Einfluß auf die Schule bewahrt wissen.

Nach den gleichen Grundanschauungen dachte Stein sich in den Jahren 1807/8 und auf dem Wiener Kongreß die neue Gestaltung der kirchenpolitischen Verhältnisse Deutschlands. Zwar neigte er sehr zu den Ideen des Konstanzer Generalvikars Wessenberg, denen auch die Gedanken seines Freundes von Spiegel, des zukünftigen Erzbischofs von Köln, verwandt waren. Aus nationalen Gründen wünschte er die deutschen Bischöfe möglichst unabhängig von Rom, hielt jedoch die Gründung einer deutschen Nationalkirche mit einem Primas an der Spitze nicht für möglich oder nützlich. Wenn er andererseits die vollständige Wiederherstellung der alten Bistümer ablehnte und z. B. Westfalen gern unter einem Bischof geeint gesehen hätte, so trat er doch für volle Gleichberechtigung der katholischen Kirche und genügende Ausstattung ihrer Anstalten ein und verfolgte mit der lebhaftesten Teilnahme die kirchenpolitischen Unterhandlungen seines Freundes Niebuhr in Rom.

Zu vollkommener Anerkennung des katholischen Lebens konnte sich Stein nicht durchringen. Es blieb ihm die Furcht vor dem Ultramontanismus und dem Eindringen päpstlicher Einflüsse in das politische Leben Deutschlands, im Zusammenhang damit auch die Ablehnung des damals neu erstandenen Jesuitenordens, dessen „Einschleichen und Einschwärzen“ ihn eine zu große Stärkung der ultramontanen Richtung und eine Abschwächung der nationalen Gesinnung bei den deutschen Katholiken befürchten ließ. Psychologisch hat sich die religiöse Denkungsart des Freiherrn vom Stein, die im elterlichen Hause zu Nassau unter dem Einflusse seiner geistreichen und pietistisch frommen Mutter eine unverwüstliche Grundlage erhalten hatte, nach den Schwankungen des jungen Mannesalters fortschreitend einer Art pietistischer Strenge genähert. Ein

abgesagter Feind der seichten Aufklärungsreligion des Rationalismus, legte er im Laufe der Jahre auf Grund seiner Studien und Erfahrungen ein protestantisches Vorurteil nach dem andern ab. Die Kenntnis des Mittelalters erzeugte in ihm 1811 eine wahre Begeisterung, die in seinem Briefwechsel mit der Prinzessin Wilhelm von Preußen hell zu Tage tritt. Aber wenn er auch in der Heiligen Allianz ein neues Aufleuchten der alten Verbindung von Glauben und Politik begrüßte, so wünschte er doch keine Wiederkehr des alten Reiches mit der Vorherrschaft des Papsttums.

Stein las gerne Schriften katholischer Innerlichkeit, wie den hl. Franz von Sales und die hl. Theresia. In seinem religiösen Leben stach er so sehr gegen seine Umgebung ab, daß Niebuhr während seines Aufenthaltes im Hauptquartier zu Reichenbach 1813 meinte, Stein werde noch katholisch, während v. Schön glaubte, sein Freund sei Mitglied einer Herrenhuter Gemeinde. Auch später geriet Stein wegen seiner Hochschätzung katholischer Einrichtungen und seiner tiefen Religiosität noch öfter in den Verdacht eines „Kryptokatholiken“. Doch wies er diesen Gedanken entschieden ab: „Ich bin weder Katholik“, schrieb er (Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein VI 1 [Berlin 1849/55], 144), „am wenigsten ein heimlicher. Denn wäre ich ersterer, so würde ich mich frei und frank aussprechen.“ Um sich zur katholischen Kirche durchzurufen, fehlte dem Freiherrn das Bedürfnis nach klarer Erkenntnis des Glaubensinhaltes. Er neigte vielmehr mit den Jahren immer stärker zur Verachtung des menschlichen Wissens und zu stärkerer Betonung des inneren Lebens aus dem christlichen Geiste mit Zurückstellung der Bekenntnisfrage. Das gemeinsame Glaubensgut, mit dem er sich begnügte, wurde ihm ein starker Trost in den Tagen der Enttäuschung und Vereinsamung und bewahrte ihn davor, religiöse Gegensätze ins politische Leben zu übertragen. Er meinte: „Wir müssen friedlich nebeneinander wohnen, die Verschiedenheiten allmählich ausgleichen, unerklärbare Geheimnisse nicht nach Vorschrift der Logik definieren wollen und demütig glauben“ (a. a. O. VI a, 152).

Ludwig Koch S. J.